



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Heinrich Heine : noch ein Beitrag zu dem Streit um sein Denkmal :
(Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

allen Kulturgütern, und daß sie, um den Daseinskampf nicht aufs neue zu entzünden, darauf verzichten würden, mehr Kinder zu zeugen, als zur Erhaltung des Bestandes nötig wären. Kurz, auch er kommt, wie jeder Utopist, beim „Zuchthause“*) an, bei einem Zustande, wo jedem sein sichres Auskommen ohne Kampf durch die Verzichtleistung auf die Freiheit gewährleistet wird, und wo die gleichmäßige Einschränkung aller durch alle jene vollkommene Gefittung erzeugt, deren Spiegelbild in den Seelen wenigstens die vollkommene negative Sittlichkeit sein würde, wenn ohne Freiheit überhaupt Sittlichkeit möglich wäre. Hätte also die Kulturentwicklung einen Abschluß, und wäre dieser Abschluß ihr Endzweck, so müßten wir uns dem idealistischen Pessimismus ergeben. Das haben wir jedoch nicht nötig, weil wir glauben, daß der Endzweck der Kulturentwicklung nicht erst an ihrem zeitlichen Ende, sondern in jedem ihrer Abschnitte für die darin lebenden Menschen erreicht wird. Ein Weltprozeß, worin ich nicht auf die Rechnung komme, auf den pfeife ich, so sagt jeder gesunde Zunge, der sich eines klaren Kopfes erfreut. Was man Entwicklung nennt, ist nur eine Reihe von Wandlungen, die jedem der gerade lebenden bewußten Wesen zur Verwirklichung seines Daseinszwecks verhelfen.**)

Doch das sind Einwendungen vom Standpunkte der Philosophie und des subjektiven Geschmacks, die unsre Politiker nichts angehen. Von diesen wünschen wir dringend, daß sie aus dem gediegenen Werke Weisheit schöpfen, nur nicht gerade eine einseitige Parteisweisheit in dem oben angedeuteten Sinne.



Heinrich Heine

Noch ein Beitrag zu dem Streit um sein Denkmal

(Schluß)



ir wollen nicht von Heine dem Satiriker scheiden, ohne die Gestalt zu erwähnen, an die, im komischen Gegensatz zu seiner sonstigen Anmaßung, sein Wig sich nicht wagte, obwohl er sonst nichts auf Erden und im Himmel verschonte, Gott selbst nicht ausgenommen. Mit kindischer Bewunderung und abgöttischer Verehrung hing der deutsche Dichter an ihr — es war Napoleon I. Man

*) Der Kaninchenstall, den die Phantasie des Freiherrn von Stumm noch drangebaut hat, läßt sich in keine logische Verbindung mit dem Zuchthause bringen.

***) Wenn Ragenhofer lehrt, daß ein idealistischer Optimismus, der z. B. den ewigen Frieden für ein leicht und bald zu erreichendes Ziel hält, den praktischen Politiker irre führe, so stimmen wir ihm hierin wieder bei.

muß ihn selbst hören, denn es ist unmöglich, diese Unterwürfigkeit mit andern Worten getreu wiederzugeben. „Daneben (nämlich neben Wellington) denke man sich das Bild Napoleons, jeder Zoll ein Gott! Nie schwindet dieses Bild aus meinem Gedächtnis. Ich sehe ihn noch immer hoch zu Ross, mit den ewigen Augen in dem marmornen Imperatorgesichte, schicksalruhig hinablicken auf die vorbeidestilirenden Garden. Manchmal überschleicht mich geheimer Zweifel, ob ich ihn wirklich selbst gesehen, ob wir wirklich seine Genossen waren, und es ist mir dann, als ob sein Bild, losgerissen aus dem kleinen Rahmen der Gegenwart, immer stolzer und herrischer zurückweiche in vergangenheitliche Dämmerung. Sein Name schon klingt uns wie eine Kunde der Vorwelt und ebenso antik und heroisch wie die Namen Alexander und Cäsar. Er ist schon ein Losungswort geworden unter den Völkern, und wenn der Orient und Occident sich begegnen, so verständigen sie sich durch diesen einzigen Namen.“

Der Charakter eines Menschen liegt aber auch in seiner Lebensgeschichte. Diese könnte man bei Heine in wenige Worte zusammendrängen: er ward geboren, schwelgte und liebte, machte Gedichte und noch mehr Witze dazu, war lange krank, und daran starb er zuletzt. Wir wollen aber doch aus dieser Übersicht die bezeichnendsten Züge herausheben.

Heine ist eins der letzten Produkte des achtzehnten Jahrhunderts. Nachdem es einen Robespierre, einen Danton und die ganze französische Revolution hervorgebracht hatte, machte es zum Schluß noch ein schlechtes Witzen und schenkte der Welt Heinrich Heine, damit er die Greuel und die überspannten Ideen der verfloffenen Jahre mit dem blendenden Lichte des Witzes übergösse.

Heine wurde am 13. Dezember 1799 als Sohn jüdischer Eltern in Düsseldorf geboren. Dies zu bemerken, ist sehr wichtig; denn er blieb trotz der Taufe ein Jude bis zu seinem Ende. Schon als Jüngling schloß er sich dem „Jüdischen Verein für Kultur und Wissenschaft“ an, der die Juden bewegen wollte, den langen Bart und den Kaftan abzulegen und in die Hallen der modernen Bildung einzutreten. Das Judentum sollte durch eine läuternde Umbildung salonfähig gemacht werden, es sollte die Blüten des germanischen Geistes pflücken und ins Knopfloch stecken, ohne sie durch langwierige Pflege und schmerzvolle Beschneidung des Herzens auf dem Baum des eignen Volkstums zu zeitigen. Dieser Weg wird sich immer allen denen als der nächste bieten, die etwas sein möchten ohne die Mühe, es zu werden, und sich dann mit dem Schein begnügen. Heine war für die Ziele des Vereins begeistert, und Judentum hieß wohl das einzige Ideal, das er in Wahrheit in seinem Herzen barg. An seinen Freund Moser schreibt der Fünfundzwanzigjährige: „Vom Verein schreibst du mir wenig. Denkst du etwa, daß die Sache unsrer Brüder mir nicht mehr so sehr am Herzen liege wie sonst? Da irrst du dich gewaltig. Wenn mich auch mein Kopfsübel jetzt niederdrückt, so habe ich es

doch nicht aufgegeben, zu wirken. »Verwelke meine Rechte, wenn ich deiner vergesse, Seruscholajim,« sind ungefähr die Worte des Psalmisten, und es sind auch noch immer die meinigen.“

In seiner buchstäblichen Strenge hat er diesen Schwur nicht gehalten. Es war eben auch ein Liebeschwur, aber doch der, mit dem er es am ernstesten gemeint hat. Wenn auch der Lebensgenuß Jerusalem aus dem Vordergrund seiner Interessen verdrängte, so blieb doch diese Gesinnung der Grundton seines Fühlens, der eigentliche Mittelpunkt seiner Weltanschauung.

Nur sein Wunsch, eine juristische Professur oder wenigstens ein Richteramt zu erlangen, wozu dem Juden damals noch kein Zugang offenstand, und das Streben, ohne geheimen Rückhalt in die Gesellschaft aufgenommen zu werden, drängten ihn zum Übertritt. „Auch ich, schrieb er um diese Zeit, habe nicht die Kraft, einen Bart zu tragen und mir Judenmauschel nachrufen zu lassen.“ Am 28. Juni 1825 unterzog er sich mit innerm Widerstreben der ihm verhassten Zeremonie. Noch verwerflicher freilich als sein Verhalten ist das der evangelischen Geistlichen, die ihn in ihre Kirche aufnahmen, obwohl sie über die Unwahrheit seines Schritts nicht im Zweifel sein konnten. Gethan hat es der Superintendent G. Chr. Grimm in Heiligenstadt, und dabei war der Superintendent zu Langensalza, D. Karl Friedrich Bonitz. Heine empfand seinen Übertritt als eine ihm abgezwungne Erniedrigung seiner selbst, und sein Haß gegen Christentum und gegen Deutschtum loderte nur noch heller auf. Kurze Zeit darauf schrieb er an einen Freund: „Es ist den Japanern nichts so verhaßt als das Kreuz — ich will ein Japaner werden.“ Die Steigerung seines Hasses ist ja begreiflich; ein solcher Entschluß aber unmittelbar nach einem offenen und unumwundenen Bekenntnis zum Kreuz trotzdem eine Gemeinheit. Ein Japaner ist er übrigens nicht geworden; es war auch nicht nötig, denn er blieb ein Jude.

Was er konnte, hat er gethan, um alles Deutsche und alles Christliche in den Staub zu ziehen, während er das Judentum und die Juden immer mit einem idealen Schimmer zu umgeben bemüht war. Die Eigenschaften, die wir im Leben an dem Semiten vermessen, legt er ihm in seinen Schriften mit dichterischer Freigebigkeit bei. Schon er gebraucht den Kunstgriff, einzelne jüdische Charaktere, die entweder erdichtet oder seltne Ausnahmen sind, als Typen des ganzen Volks hinzustellen. In dem Schauspiel „Almansor“ häufte er auf den Semiten alle Tugenden eines Ritters ohne Furcht und Tadel, und daneben schildert er den christlichen Spanier als einen Ritter von der traurigsten und verkommensten Gestalt. Glühende Liebe, Mut, Ausdauer und Thatkraft hat allein Almansor. Im „Rabbi von Bacharach“ schildert er das patriarchalische Walten des Rabbi unter den ihm anvertrauten Seelen, die Gemütlichkeit seines Familienlebens, seine tiefe Religiosität, den weiten Blick seines Geistes, seinen Edelmut gegen alle Menschen und sein erhabnes Dulden

als Märtyrer. Kaum eine von den idealen Gestalten der christlichen Kirche reicht an diesen erdichteten Typus des Rabbiners hinan. Nur dann und wann begegnet es dem Dichter, daß der glänzende Firniß rissig wird, und die unlackirte Wirklichkeit durch die Risse hindurchschaut. Selbst Shylok, in dessen Gestalt er eine gewisse Vertretung des jüdischen Wesens anzuerkennen scheint, ist nichts andres, als ein verkannter Mann, „dem Unrecht geschieht.“ Shyloks Haß gegen den „bankrotten Antonio,“ „dessen Fleisch wirklich zu nichts besserem taugt, als Fische damit zu angeln,“ ist durchaus berechtigt. Shylok liebt das Geld; aber er gesteht dies mit chevaleresker Offenheit zu; höher steht ihm „die Genugthuung für sein beleidigtes Herz“ und „die Liebe zu seiner Tochter Sessika.“ Ja „mit Ausnahme Porzias ist Shylok die respektabelste Person im ganzen Stück.“

Die Gründe, womit man die Auswüchse des jüdischen Wesens zu entschuldigen nicht müde wird, finden sich alle schon bei Heine. Was nationale Anlage ist, legt er den Verhältnissen zur Last, und obwohl die Juden, wie man an dem Beispiel des alten Alexandria sehen kann, zu schwachern anfangen, sobald ihnen überhaupt jemand in der Welt etwas abkaufte, behauptet Heine doch, man habe ihnen die einseitige Richtung ihres Geistes auf mühe-losen materiellen Gewinn und Genuß mit Gewalt aufgezwungen, und wenn kein anderer Grund mehr verfängt, dann weist er darauf hin, daß es auch unter den Christen Schuste giebt, denn, sagt er: „Der Frankfurter christliche Kaufmann sieht dem Frankfurter jüdischen Kaufman nebenso ähnlich wie ein faules Ei dem andern.“ In Wahrheit aber sah er in seinen Stammesgenossen durchaus nicht faule Eier, sondern sehr entwickelte und sehr hochstehende Menschen. Und wenn er sich auch in den Zeiten, wo die Wogen seines Genußlebens besonders hoch gingen, und wo er im Vollgefühl seines Ruhmes auf dem hohen Meere des Lebens segelte, von ihnen zurückzog und ihnen zurief:

Blamir mich nicht, mein schönes Kind,
Und grüß mich nicht unter den Linden,

so vergaß er doch nicht, hinzuzufügen:

Wenn wir nachher zu Hause sind,
Wird sich schon alles finden.

Und es hat sich gefunden. Wo er immer kann, raubt Heine dem christlichen Gottesdienst seinen Geist, um ihn als leere Form zu verspotten, und rücksichtslos sucht er in dem Gemüte seines Lesers alle religiös-christlichen Gefühle zu vernichten. Dagegen belebt er die toten Ceremonien der jüdischen Frömmigkeit mit einem dem Christentum entlehnten Geist und sucht sie als besonders sinnvoll zu verherrlichen. Er, der das Schlagwort Toleranz so laut im Munde führt, tritt mit unerhörtem Egoismus die heiligsten Gefühle des Christen in den Staub, während er traditionelle Außerlichkeiten des jüdischen Glaubens

mit stamm- und wahlverwandter Pietät behandelt. Zum Beweise mögen neben vielen gelegentlichen Äußerungen nur der „Rabbi von Bacharach“ und — mit Ausnahme des letzten Gedichtes — die „Hebräischen Melodien“ im Romanzero genannt werden.

Zu dieser jüdischen Richtung seines Geistes stimmt auch die Umgestaltung seiner Weltanschauung, die sich in der letzten Periode seiner innern Entwicklung vollzog. Der Jüngling hatte von Hegel den Pantheismus, die Religion des Genies empfangen, der junge Mann hatte ihm gehuldigt; aber seinem innersten Wesen blieb er fremd und fand bei ihm eine eigentümlich gemeine Ausprägung. Hören wir seine eignen Worte. „Ich war nie Selbstdenker, schreibt er in seinen Geständnissen, und ich nahm die Synthese der Hegelschen Doktrin ungeprüft an, da ihre Folgerungen meiner Eitelkeit schmeichelten. Ich war jung und stolz, und es that meinem Hochmut wohl, als ich von Hegel erfuhr, daß nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel residirt, sondern ich selbst hier auf Erden der liebe Gott sei. Dieser thörichte Stolz übte keineswegs einen verderblichen Einfluß auf meine Gefühle, die er vielmehr bis zum Heroismus steigerte; und ich machte damals einen solchen Aufwand von Großmut und Selbstaufopferung, daß ich dadurch die brillantesten Hochthaten jener guten Spießbürger der Tugend, die nur aus Pflichtgefühl handelten und nur den Gesetzen der Moral gehorchten, gewiß außerordentlich verdunkelte. War ich doch selber jetzt das lebende Gesetz der Moral und der Duell alles Rechts und aller Befugnisse. Ich war die Ursittlichkeit, ich war unsündbar, ich war die inkarnirte Keinheit; die anrühligsten Magdalenen wurden purifizirt durch die läuternde und sühnende Macht meiner Liebesflammen, und mit einer ganz neuen Jungfräulichkeit gingen sie hervor aus den Umarmungen des Gottes. Ich gab, ohne zu feilschen, und unerschöpflich war der Born meiner Barmherzigkeit.“ Das war der Pantheismus der großen deutschen Denker und Dichter in der Strahlenbrechung des Heinishen Geistes! Aber obwohl er diese Weltanschauung seinem Wesen mit großem Geschick angepaßt hatte, wandte er sich doch zuletzt von ihr ab und kehrte zu dem Glauben an die Persönlichkeit Gottes zurück. Doch welche Vorstellung verband er mit diesem Worte? Das ist bei dem wogelnden Tone, in dem er selbst von seiner „Bekehrung“ spricht, schwer zu bestimmen. Nur eins dürfen wir ihm glauben — denn er versichert es ja selbst ausdrücklich —, daß sein Gottesglaube mit dem der christlichen Konfessionen sich niemals deckte. Und ebenso gewiß ist, daß sein Gottesglaube eine Umgestaltung seiner unmoralischen Sinnesweise nicht zu bewirken vermochte. Denn der „bekehrte Heine“ schrieb den Romanzero, die widerlichste Ausgeburt seines Geistes. Am meisten Ähnlichkeit hat der Gott des Heinishen Krankenlagers mit dem starren Gott des talmudistischen Judentums, der, abgeschlossen von dem Laufe der Welt, hinter dem Buchstaben seiner gesetzlichen Bestimmungen einem Steinbilde vergleichbar

ruht. „Die Juden sind die Schweizergarde des Deismus,“ hatte er selbst einmal geschrieben, und als er sich auf seinem Krankenlager auf sein wahres Gefühl besann, wurde er Deist.

Eine weitere Veränderung seiner Gesinnung ging mit der eben geschilderten Hand in Hand. Solange er Pantheist war, kniete er andachtsvoll vor dem Apoll von Belvedere, vor dem Genius des griechischen Volks, als der höchsten und edelsten Gestaltung seines universonellen Gottes; ja noch am Anfange seiner langen Krankheit flehte er zu ihm: deine Lebensfreude und deine Leier hast du mir gegeben, nun gib mir auch die Gesundheit und Kraft deines griechischen Körpers! Als aber der Gott antwortete: laß dir an deiner Leier genügen, da fand er, daß „die Griechen zwar schöne Sünglinge, die Juden aber immer Männer waren, gewaltige, unbeugsame Männer, nicht bloß ehedem, sondern bis auf den heutigen Tag.“ Er stieß den Genius des griechischen Volks von seinem Postament und stellte den des jüdischen hinauf. Schon früher hatte er den ewigen Juden das „wehmütige Symbol der Menschheit“ genannt; aber wenn er nun von dem erstrebenswerten Ideal einer reinen Menschheit redet, in dem die Besonderheiten der Nationen aufgehen müssen, so meint er die Menschheit in der eigentümlichen Ausprägung des jüdischen Wesens. Denn Mose „nahm — das sind seine eignen Worte — einen armen Hirtenstamm und schuf daraus ein Volk, das den Jahrhunderten trogen sollte, ein großes, ewiges, heiliges Volk, ein Volk, dessen ganzes Leben nur Gottesandacht atmete, das allen andern Völkern als Muster, ja der ganzen Menschheit als Prototyp dienen konnte: er schuf Israel.“ Diesem Urbild ähnlich zu werden ist ein Ziel, das Heine allen Völkern der Erde stellt, und je bildungsfähiger sie sind, desto leichter, versichert er, nehmen sie „das jüdische Leben in Sitte und Denkweise in sich auf.“

Schon damit ist Heines Stellung zu Deutschland entschieden: es kann nur die eines feindseligen Gegensatzes sein. Vergebens weist man, um das zu widerlegen, auf Äußerungen hin, in denen Heine dem Geist und dem Gemüt des deutschen Volks seine Anerkennung zollt. Gewiß, er wanderte gerne im deutschen Märchenwald und lauschte beifällig den Klängen des deutschen Liedes. Er hat sie nachempfunden und nachgeahmt, und darauf gründete sich sein dichterischer Ruhm. Aber deshalb war er noch lange kein Deutscher, so wenig als ein Jurist, der römisches Recht und Staatsleben bewundert, ein Römer oder ein Philologe, der für die Klassiker Griechenlands schwärmt, ein Grieche wird. Hätte Heine den deutschen Geist in Dichtung und Philosophie bekämpft, so hätte er den Ast abgesägt, auf dem er saß. Davor bewahrte ihn seine Schlaueheit. Aber wenn er das Deutschland der Idee mit seinen vergifteten Pfeilen verschonte, um so eifriger zielte er mit ihnen auf das Deutschland der Wirklichkeit. Er verhöhnt nicht bloß die deutschen Despoten, Bürokraten, Junker und Pfaffen, sondern jedes Streben, worin die deutsche Nationalität im Gegensatz

zu ändern nach selbständiger Geltung und Bedeutung rang. Er rühmt sich, ein Kämpfer, ja Märtyrer der Freiheit zu sein, und zollt dem Streben jedes andern Volkes nach Freiheit und Selbständigkeit seine Teilnahme und Bewunderung, nur den Helden der deutschen Freiheitskriege seinen Haß und Hohn; und von den Tirolern Hofers wigelt er, sie hätten ihren Kaiser so sehr geliebt, daß sie „von den Bergen stiegen und sich totschlagen ließen für den weißen Rock und die lieben alten roten Hosen.“

Seine staatliche Zugehörigkeit zu Deutschland hat Heine nie gelöst, das ist wahr; aber er hat Deutschland gemieden, wo es ihm in seinem Leben nur möglich war. Obwohl hier erzogen und groß geworden, fand er hier doch nicht die Stellung, die seinem Ehrgeiz und seiner Ruhmjucht entsprach. Er wendet sich einem unstillen Wanderleben zu, besucht London und streift durch Italien; auch in den bedeutendsten Städten seines Geburtslandes hält er sich vorübergehend auf. Aber das Land widert ihn, wie er in dem Gedicht „Seekrankheit“ sehr deutlich sagt, durch alles an, was es bietet, und nur wenn er, umhergeschleudert von den Wogen des Lebens, seekrank am Boden liegt, sehnt er sich darnach, aus keinem andern Grunde, als — weil es festes Land ist. Aber endlich kann er es mit kühnem und elegantem Sprunge hinter sich lassen und seinen dauernden Aufenthalt in Frankreich nehmen.

Wir kommt bei dieser Wendung seines Lebens immer das Gedicht „Donna Clara“ in den Sinn, worin er so treffend schildert, wie ein als Ritter verkappter Jude die hochgeborne Tochter eines spanischen Alkaden mit seinen Schmeicheln umgarnt und die Ausbrüche ihrer Abneigung gegen die Juden geschickt beschwichtigt:

Laß die Mohren und die Juden,
Spricht der Ritter, freundlich kosend,
Und nach einer Myrtenlaube
Führt er die Alkadentochter.

Und als endlich die betrogne und entehrte von dem scheidenden Galan den Namen verlangt, verabschiedet er sich mit verbindlichem Lächeln:

Ich, Sennora, Eu'r Geliebter,
Bin der Sohn des vielbelobten
Großen schriftgelehrten Rabbi
Israel von Saragossa.

So hat auch Heine dem deutschen Volksgemüt viel von seinem keuschen Fühlen genommen, hat seine Phantasie vergiftet und, so weit es ihm möglich war, seinen Glauben geraubt, und als Deutschland dem verlognen Liebesjäger und verkappten Humoristen zujubelte, küßt er seinen Hut: Habe die Ehre, Jungfer Germania, ich bin Harry Heine von Düsseldorf. Und mit dem Schnellzug, erster Klasse, fährt er ab nach Paris.

Am 2. Mai 1831 kam er dort an. Er liebt es, seinen Aufenthalt in
Grenzboten III 1894

Paris als Exil darzustellen und sich selbst als einen ungerecht verbannten Patrioten. Er, der sein ganzes Leben vertändelt, hüllt sich oft und gern in das härene Gewand des politischen Propheten und sucht sich mit dem Glorienschein des Märtyrers zu umgeben, der für seine Ideen leidet. In Wahrheit hat ihn in Deutschland niemand belästigt oder auch nur angerührt. Kein Ausweisungsbefehl, nicht einmal eine Drohung der Regierung, sondern nur die eingeübete, aber unbegründete Furcht, daß er persönlich für seine Ideen werden eintreten müssen, trieb ihn zur Flucht. Er hatte eben keine Ideen, an die er selbst glaubte. Mag er sie manchmal noch so hochtönend vortragen, wie wohlfeil sie sind, kann man schon daran sehen, daß er sie, wenn er damit Lachen erregen kann, mit Genuß verspottet.

Aber nicht nur eine allzu große Ängstlichkeit vor den Festungstürmen Spandaus trieb ihn nach Paris, sondern auch die Hinneigung zu dem dortigen Leben. Schon lange hatte er sich mit der Absicht eines Aufenthalts in Frankreich getragen, und sowie es ihm die Geldunterstützung seines Oheims Salomon Heine möglich machte, verwirklichte er diesen Wunsch seines Herzens. Der Champagner war in Paris süßer, die Menschen leichtlebiger und seinem ganzen Wesen geistesverwandter als in Deutschland. Man lese in seinen Geständnissen, welche Gefühle die ersten Tage seines Pariser Aufenthalts in ihm weckten. Von Anhänglichkeit an seine sogenannte deutsche Heimat finden wir nicht das geringste, wohl aber erfahren wir, wie seine „Seele, die arme Sensitive, welche die Scheu vor vaterländischer Grobheit so sehr zusammengezogen hatte, sich wieder den schmeichlerischen Lauten der französischen Urbanität erschloß.“

Doch das sind nur Geständnisse unter vier Augen. Dem großen Publikum eröffnet er, daß er sich durch seinen Eifer für die Sache der Revolution sehr glorreich kompromittirt habe und deshalb an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte habe suchen müssen. Und heute reiben sich die deutschen Philister die Augen, hören und staunen, und sagen endlich: Der arme verkannte Mann! Er liebte die Gerechtigkeit, darum starb er im Exil. Ach, wir können ihn nicht mehr zurückrufen! Dort oben auf dem Montmartre liegen seine bleichen Gebeine. Aber sein Bild wollen wir haben, das aussieht wie er selbst früher aussah! Das wollen wir auf die Mainzer „Boulevards“ stellen, und wahrlich, unsrer Unterhaltung soll man dann anmerken, daß wir uns an Heines „statue“ erbaut haben!

Aber noch ein dritter Beweggrund mag ihn nach Paris gezogen haben. Seine poetische Ader war gerade um diese Zeit beinahe ganz vertrocknet, auch sein übriger Gedankenkreis erschöpft. Da wendet er sich nach Frankreich, um die Franzosen über Deutschland und die Deutschen über Frankreich zu belehren. Heine war ein litterarischer Reisender. Nun suchte er für seine alten Gedanken ein neues Publikum und für seinen eignen Geist neue Verhältnisse,

von denen er Anregung und Belebung hoffte. Auf dem Hintergrunde seiner Weltanschauung schildert er den Franzosen in oberflächlichen, von Witz und Sentimentalität durchwobnen Stimmungsbildern die Geschichte der deutschen Philosophie, Religion, Sage und Litteratur. Dieses Werk nannte er „Salon.“ Den Deutschen schildert er in kleinen Abhandlungen, die er später unter dem Titel „Französische Zustände“ gesammelt herausgab, die Vorgänge im politischen und künstlerischen Leben der Franzosen.

Ein großer Teil dieser Aufsätze erschien in der damaligen „Allgemeinen Zeitung.“ Aber diese journalistische Thätigkeit sollte verhängnisvoll für ihn werden. Als die Papiere des Ministeriums Guizot veröffentlicht wurden, stellte sich heraus, daß Heine aus den geheimen Fonds dieser Regierung bedeutende Unterstützungen erhalten hatte. Sein Ruf war erschüttert; bisher hatte er sich seines Martyriums für die Freiheit gerühmt, und nun schien er nicht leugnen zu können, seine Feder einem reaktionären königlichen Minister verkauft zu haben. Aber man hatte sich in ihm verrechnet: Heine konnte es. Pathetisch und mit dem charaktervollsten Tone, der ihm zur Verfügung stand, weist er eine derartige Verdächtigung zurück und erklärt — daß er sie nicht empfangen habe? O nein, sondern daß die von ihm empfangnen Gelder ein Teil „des großen Almosen seien, welches das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendet.“ Merkwürdig bleibt nur, daß ihm das französische Volk dieses Almosen nach dem Ministerium Guizot nicht mehr gespendet hat. Mit der ihm eignen Unverschämtheit hält er seinen Zeitgenossen und der ganzen Nachwelt die empfangnen Gelder unter die Nase und sagt: Non olet. Und die deutschen Philister von heute riechen daran und wiederholen: Wahrhaftig! Non olet. Und dabei stinkt doch die Sache ganz gewaltig. Nur haben die deutschen Philister von dem Lesen Heimischer und ähnlicher Schriften so sehr den geistigen Schnupfen bekommen, daß sie den faulen Duft nicht mehr riechen und sagen: Sollen wir diesem Mann kein Denkmal setzen, zumal da es der Stadt keinen Pfennig kostet? Non olet.

Aber nicht nur seine politische Feder, auch seine Muse war ihm um Geld feil. In der Religion war ihm nichts heilig, die Liebe zu einem Vaterlande kannte er nicht, nicht einmal zu Frankreich; aber ein Ideal hat er immer hoch gehalten und sich seiner gerühmt: die Veier Apolls, des Gottes, in dessen besondrer Gunst er zu stehen glaubte, er hat sie hochgehalten bis ihm ein englischer Balletmeister 6000 Franken bot; da schrieb der Günstling Apolls „Doktor Faust, ein Tanzpoem.“

Goethe hatte dereinst aus dem alten Puppenspiel eine der großartigsten Dichtungen gemacht; Heine, dem diese Dichtung vorlag, macht aus ihr weniger als ein Puppenspiel — ein Tanzpoem oder, wenn wir die Sache beim rechten Namen nennen, die Anweisung zu einem Ballet. Wir wollen niemand verleiten, dieses Schauspiel in Pantomimen mit den angefügten Erläuterungen

über mittelalterliches Hexenwesen und über Hexenprozesse zu lesen; aber der Litterarhistoriker kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß uns in keinem andern seiner Erzeugnisse Heines Geist so wahr entgegentritt, wie in diesem. Es ist eine wilde Orgie seiner in die Praxis übersehten sinnlichen Weltanschauung. Die Idealität Goethes und sein hoher Gedankenflug sind abgestreift; die ganze Geschichte Fausts verläuft in sinnlichem Schmutz, und mit grellem Schlußeffekt endet er in der Hölle. Die Naivität und natürliche Sinnlichkeit einer vergangenen Zeit hat Heine, ähnlich wie in der „Tochter des Rhampfnit,“ so auch hier mit geiler Lüsterheit übergossen und ihr erst dadurch einen verführerischen Charakter gegeben. Er hat die Stätten des Lasters schön decorirt und mit gleißendem Firniß überzogen. Das Abstoßende hat er pikant geschildert, wie ein Koch, der faules Fleisch für die table d'hôte zurichtet.

Das Ballet wurde nicht aufgeführt. Es erforderte einen zu großen Aufwand von äußerem Luxus. Es konnte auch in einem guten Theater gar nicht vorgeführt werden, sondern höchstens in einem Tingeltangel, und die Tänzerinnen des Hoftheaters in London mögen davor zurückgewichen sein und gedacht haben: Das ist nichts fürs Ballet, was hätten wir sonst in unsern guten Stunden?

Aber auch hier begleitet ihn sein überspanntes, krankhaftes Selbstbewußtsein. In einem Brief an den englischen Balletmeister beklagte er sich, daß er nur durch die Geberden der Tänzer und Tänzerinnen seine Gedanken zum Ausdruck bringen könne, während Goethe „über alle Truhen des deutschen Sprachschazes gebot, der so reich ist an ausgeprägten Denkworten des Tiefstuns und uralten Naturlauten der Gemütswelt.“ Dann fährt er fort: „Dennoch habe ich es gewagt, einen Doktor Faustus zu dichten in der Form eines Ballets, rivalisirend mit dem großen Wolfgang Goethe, der mir sogar die Jugendfrische des Stoffes vorweggenommen.“ Nichts zeigt die Eitelkeit und Selbstüberhebung Heines besser als die lächerliche Annahme, mit der er sich Goethen gegenüberstellt. Als Sünzling hatte er ihn erst in unterwürfigem Tone gebeten, Excellenz möge ihm doch das Glück gewähren, daß er „einige Minuten vor ihm stehen dürfe.“ „Ich will gar nicht beschwerlich fallen, will nur Ihre Hand küssen und wieder fortgehen“ — so heißt es in dem Briefe, worin er um die Audienz bat. Unmittelbar darauf berichtet er über Goethe an seinen Freund Moser: „Im Grunde sind ich und Goethe zwei Naturen, die sich in ihrer Heterogenität abstoßen. Er ist von Haus aus ein leichter Lebemensch.“ Wer lacht da nicht? Später hat er freilich die Bedeutung Goethes anerkannt, die Überlegenheit war doch zu gewaltig. Aber den zweiten Platz in der Walhalla der deutschen Dichter beansprucht er für sich.

An Verherrlichungen seiner selbst ließ er es nicht fehlen, selbst von der

gewöhnlichen Reklame macht er ausgiebigen Gebrauch. Ja um selbst zu steigen, sucht er bessere Männer und Schriftsteller in der Öffentlichkeit herabzusetzen und womöglich zu vernichten. Wo es gilt, diesen Zweck zu erreichen, ist ihm kein Mittel zu gemein. Körperliche Gebrechen, unbestimmte Gerüchte greift er gierig auf, um seinen Gegner mit Rot zu bewerfen. Namentlich wenn seine Rachsucht gereizt ist, kennt er keine Grenzen. Nie hat ein Schriftsteller so leichtfertig Beschuldigungen der schwersten Art gegen einen andern erhoben, wie es Heine in den „Bädern von Lucca“ gegen den Grafen Platen gethan hat; nie hat einer unsittlicher gegen Unsittlichkeit geschrieben, als Heine in dieser Schrift. Selbst wenn seine Beschuldigungen begründet gewesen wären, wäre die Art und Weise, wie Heine darüber schreibt, ebenso verabscheuungswürdig wie die Handlungen, die er dem Grafen Platen vorwirft. Und ist es nicht eine unbewußte Satire in der Satire, wenn Heine gegen Unsittlichkeit schreibt?

Viel richtiger sind die Urteile von manchen seiner Zeitgenossen über ihn. Vor allem trifft Goethe die Wurzel seines Wesens in folgenden Worten, die uns Eckermann aufbewahrt hat: „Heine besitzt manche glänzende Eigenschaften; allein ihm fehlt die Liebe. Er liebt so wenig seine Leser wie seine Mitpoeten und sich selbst, und so kommt man in den Fall, auf ihn den Spruch des Apostels anzuwenden: wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle. Er wird nie so wirken, wie er hätte müssen, und wird der Gott derer sein, die gerne wie er negativ wären, aber nicht das Talent haben.“ Wem fielen da nicht Gretchens Worte über Mephistopheles ein:

Kommt er einmal zur Thür herein,
Sieht er immer so spöttisch drein
Und halb ergrimmt;
Man sieht, daß er an nichts keinen Anteil nimmt.

Seinem Charakter entsprechen die Wirkungen Heines auf die Nachwelt, unter denen wir heute noch leiden. Er hat sich selbst ein Denkmal gesetzt in den Brandmalen, die er dem deutschen Geistesleben eingedrückt hat. Er hat das Spielen und Kokettiren mit erlognen Gefühlen selbst geübt und hat am meisten dazu beigetragen, es modern zu machen. Er heuchelt Gefühle, und mögen sie ihm noch so fern liegen, wenn er nur hoffen kann, daß sie bei den Lesern Anklang finden und Interesse für seine Person erwecken. Daß er sie heuchelt, beweisen seine übrigen Anschauungen, mit denen sie in gressem Widerspruch stehen. Darin hat er es in seiner Art weiter gebracht als der unwürdigste der von ihm so oft verspotteten Pfaffen. Die „erlognen Liebes-schmerzen,“ von denen er in der Einleitung zur Harzreise spricht, und erlogne Begeisterung für die Ideale der Menschheit finden sich vor allem in seinen eignen Werken. Was sollen im Munde Heines die Worte:

Mir ist, als ob ich die Hände
 Auf's Haupt dir legen sollt',
 Betend, daß Gott dich erhalte
 So rein und schön und hold?

Im Ernste fällt es ihm gar nicht ein, ihr segnend und betend die Hände aufs Haupt legen zu wollen; und statt des Gebets käme wohl auch nichts als ein schlechter Witz. Aber das war ehemals nicht deutsche Art, mit solchen Gefühlen zu spielen. Heine wußte, daß sie in andern leben, und ließ sich auch selbst leicht hin davon berühren. So schlägt er einmal diese Saite an; und was geschieht nun? Leute, die das ganze Jahr, auch wo sie hinlänglich Gelegenheit dazu hätten, nie auf solche Gedanken kommen, geberden sich, als ob sie neben dem segnenden Heine auf die Kniee sinken und vor Andacht dahinschwinden und sich auflösen möchten in das dufende Wischiwaschi einer verschwommenen Nührung. Wo hohe und edle Gefühle echt und kernig waren, hat sie Heine zu vernichten versucht, um eine schwächliche, sentimentale Spielerei mit erheuchelten Gefühlen an ihre Stelle zu setzen.

Heine hat den rohen Materialismus jeder Art mit einem geistreichen Schimmer umgeben und ihm in der Unterhaltung Bürgerrecht erworben. Vor allem hat er das Festhalten an Recht und Sitte als Zeichen eines untergeordneten schwachen Geistes verhöhnt und seine Schamlosigkeiten als Ausbrüche eines genialen Geistes verherrlicht. Er hat es dahin gebracht, daß sich der moderne Mensch schämt, eine sittliche Gesinnung zu vertreten, und mit Dingen prahlt, die er verbergen sollte. Man schlage seinen Einfluß nicht gering an. Er war der Führer des jungen Deutschlands, dessen Ton dann in den Stil eines Heeres von sensationslustigen, dem Heineschen Geiste verwandten Zeitungen überging. Durch sie wirkt Heine noch heute auf die große Menge derer, die in diesem Lesefutter ihre geistige Nahrung suchen.

So kommt es, daß in Heines Manier jeder Ladjunge spricht, wenn er gerade gut aufgelegt ist, und das wickelt und kwickelt und legt sich dann abends zu Bett und denkt: heute war ich wieder einmal geistreich, und es geht doch nichts über eine gute Flasche „Sekt,“ eine feine Cigarre und meinen wickigen Kopf. Zu dieser Unterhaltung braucht man auch das Latein nicht, das man nicht gelernt hat. Denn Brocken sind nun überflüssig, da man es versteht, eine pikante Sauce geschickt anzubieten. Und wenn man gar ein neues Bötchen weiß, dann wird man bald der Heine der Gesellschaft und erzählt es so oft, bis es alle auswendig wissen, und wenn ein Gast kommt, muß man es noch einmal erzählen. Vielleicht fällt dann dem einen oder andern eine kleine Variante ein, und wenn sie sich dann auch nicht anmaßen können, an den Heine der Gesellschaft hinzuzureichen, so gelten sie doch als die Heinen des Kreises. Auch wenn man einmal auf dem Trocknen sitzt, wenn auch das „unerschöpfliche Thema“ ausgeschöpft zu sein scheint, so hat das gar nichts zu

sagen. Das ist nur eine Aufmunterung, sich an der Quelle wieder zu erfrischen und wieder einmal etwas gediegenes zu lesen — nämlich den alten Heine und Börne aufzuschlagen; dann ist man den Anforderungen der Unterhaltung wieder gewachsen. Das sind doch herrliche Früchte des Heine'schen Wirkens!

Vor allen andern Schriftstellern kann Heine den Anspruch erheben, den Stil in die litterarische Welt eingeführt zu haben, den man so bezeichnend den Feuilletonstil nennt, d. h. den Stil, in dem man auch über Dinge schreiben kann, von denen man gar nichts versteht. Ist doch das, was man schreibt, wie schon der Name sagt, nur darauf berechnet, daß es der Leser flüchtig durchblättere. Man kann in diesem Stil kritisiren und schimpfen, ohne von der Sache eine Ahnung zu haben, wenn man nur in der pikanten, springenden Art schreibt, die den Leser veranlaßt, in angenehmer Gedankenlosigkeit über den Gegenstand hinwegzueilen, über den er sich eigentlich unterrichten wollte. In Wahrheit ist dieser Stil nichts als ein Firniß der ärmlichsten Oberflächlichkeit. Doch weshalb bei seiner weiten Verbreitung und Beliebtheit das Kind so derb beim rechten Namen nennen? Heine in seiner Bescheidenheit, und ihm nach seine feuilletonistischen Verehrer rühmen mit vollen Backen, daß er es gewesen, der der deutschen Sprache erst Geschmeidigkeit und Leichtigkeit verliehen habe. Bei den klassischen Schriftstellern unsrer Nation und bei allen denen, die, wenn auch nicht an sie heranreichend, doch in ihrem Sinne schreiben, schuf der Gedanke das Wort, den Stil; von ihnen galt: es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor. Das ist die Schreibart Luthers, auch Lessings und Goethes. Sie sollte auch die unsre sein. Abgesehen von ihrer natürlichen Schönheit, ist sie auch die leichteste. Man braucht in ihr nicht die Verrenkungen und Cirkussprünge des Heine'schen Stils; man braucht überhaupt nichts dabei nachzuahmen, sie giebt sich von selbst. Und wer nicht in ihr schreiben kann, der lasse die Feder liegen und nehme den Nobel.

Ja, die Feder liegen lassen und in der Stille ein ehrliches Brot essen! Da kämen keine „grünverschleierte Engländerinnen, um in Düsseldorf das Heine'sche Haus zu sehen,“ da hätte man nicht das Recht, als genialer Dichtering „in Rheinwein und Mustern zu schlampampen,“ da könnte man sich nicht unter den Linden in Berlin, auf den Boulevards und in den Salons in Paris in seines Geistes erlogner Größe blähen, und ach! in Mainz würde dem großen Dichter Heine kein Denkmal errichtet! Und das mußte doch alles sein, darum erfand Heine den Feuilletonstil. In ihm konnte er nicht nur Gedichte machen, sondern auch vier Bände über deutsche Sage, Philosophie, Religion und Litteratur schreiben und noch viel mehr Bände über deutsches Wesen im allgemeinen, über Freiheit, Gleichheit, Menschenrechte und über alle unsichtbaren Sterne. Der Feuilletonstil ist Lebensbedingung für Heinrich Heine und alle großen und

kleinen Stribenten, die denken oder vielmehr nicht denken, sondern sich blähen wie er. Sie haben die Warnung Goethes überhört: „Sei er kein schellen-lauter Thor!“ Aber freilich „wonach ihnen der Gaumen stand,“ das wurde ihnen — „Bewunderung von Kindern und von Affen,“ wie man an allen denen sehen kann, die händeklatschend um das Heinedenkmal herumtanzen.

In Mainz soll es errichtet werden, unweit der Stelle, wo auf dem Niederwald das Standbild der Germania ragt. Will sie dem Heinishes Wesen ewig dulden?



Neue Sprachdummheiten

2. Haben und besitzen. Der Gesichtspunkt



o manche häßliche Sprachercheinung unsrer Zeit sucht man damit zu entschuldigen, daß man auf die Kürze hinweist, die durch sie erreicht werde. Du hast ja ganz Recht, sagt man, das und das ist nicht gerade schön, aber es ist doch kürzer als das andre. Als ob Kürze der höchste Vorzug der Sprache wäre! Der höchste Vorzug der Sprache ist Deutlichkeit, der nächste Schönheit, und da immer nur das Einfache schön ist, so wird schöne Sprache gewiß viel öfter kurz und knapp als breit und weitschweifig sein. Aber eine Kürze, unter der die Deutlichkeit leidet, die zu häßlichen Fehlern führt, und bei der, wie es so oft geschieht, organische Verbindungen durch mechanische (Bindestrich u. dgl.) verdrängt werden, ist kein Vorzug mehr. Ist die Zeit wirklich so kostbar geworden, daß wir nicht mehr reden, sondern nur noch stammeln können?

Wie verträgt sich aber auch die ganze Entschuldigung mit den zahllosen andern Fällen, wo man sich gar nicht breit und weitschweifig genug ausdrücken kann? Warum schreibt man immer derselbe statt er, warum immer bereits statt schon, häufig statt oft, beinahe (oder vielmehr nahezu!) statt fast, lediglich statt nur, vorhanden statt da, gegenwärtig statt jetzt, indessen statt doch?*) Warum setzt man an die Stelle unsrer hübschen, leichten Präpositionen von, mit, bei, ohne schleppende Ungetüme wie seitens, vermittelst, anläßlich, ausschließlich? Warum umschreibt man alle einfachen Zeitwörter durch umständliche Redensarten mit bringen, kommen und gelangen, warum wird alles zur Darstellung gebracht und zur Ausfüh-

*) Indessen ist jetzt feinstes Modewort; es hat die andern Adversativpartikeln alle verdrängt. Man achte nur einmal darauf!